

Ordnung ist bloss das halbe Leben

Eine ordnungsliebende Japanerin hat einen neuen Aufräumhype ausgelöst. Doch ist ein Leben, in dem alles seinen Platz hat, wirklich erstrebenswert? VON MELANIE KEIM

Ein Leben lang nie mehr aufräumen! Was wie der kindliche Wunsch an eine imaginäre Fee klingt, ist das Verkaufsversprechen der japanischen Aufräumbereiterin Marie Kondo. In ihrem Ratgeber «Magic Cleaning – Wie richtiges Aufräumen Ihr Leben verändert» beschreibt die heute 30-Jährige, wie sie sich seit dem fünften Lebensjahr intensiv mit Aufräumstrategien und Ordnungssystemen beschäftigte. Diese konnten noch so ausgeklügelt sein, das Chaos siegte stets, bis Kondo mit ihrer KonMari-Methode einen Weg in ein glücklicheres Leben fand.

Die Grundsätze ihrer magischen Methode heissen: den Besitz auf Dinge reduzieren, die einem wirklich Freude machen, und jeder einzelne Gegenstand hat einen festen Aufbewahrungsort. Anders als bei gewohnten Entrümpelungsaktionen ist nicht die Nützlichkeit oder die Geschichte eines Gegenstands entscheidendes Kriterium. Ob das Gästebett, die vergessene Vase oder der teure Designer-Blazer ins Brockenhaus kommen, hängt alleine von der Freude ab, die die Gegenstände heute bringen.

Beim Aussortieren wird jeder Gegenstand einzeln in die Hand genommen. Machen der Liebesbrief des Verflorenen und das Lieblingsbuch nicht mehr glücklich, müssen sie weg. Denn nur wer ausschliesslich von glückbringenden Gegenständen umgeben ist, wird diese auch schätzen und sie mit der nötigen Disziplin jedes Mal dort placieren, wo sie hingehören, lautet Marie Kondos Theorie. Es gibt bereits Band 2: «Wie Wohnung und Seele aufgeräumt bleiben».

Kondoest du schon?

Kondos Anleitung zum Entrümpeln kommt in einer reizüberfluteten, des Konsums überdrüssigen Gesellschaft gut an, zumal danach oft nur noch ein Drittel des Besitzes übrig bleibt. Weltweit wurden mehr als zwei Millionen Exemplare von «Magic Cleaning» verkauft, in den USA löste der Ratgeber, der nach Erscheinen der englischen Übersetzung letztes Jahr die Bestseller-Liste der «New York Times» anführte, einen regelrechten Aufräum-Hype aus.

Glaubt man den zahlreichen Beweisfotos von ausgesteuerten Kosmetikprodukten und minimalistisch eingeräumten Regalen unter dem Hashtag #kondoing, und glaubt man den Berichten



Ordnungsexpertin Marie Kondo zeigt einer jungen Kundin, wie man richtig Kleider zusammenfaltet.

JOANNE RAHE / BOSTON GLOBE / GETTY

von Secondhandshops in New York, die über Platzmangel klagen, so scheint das neue Detox auch wirklich gelebt zu werden. Kürzlich hat das Internet-Auktionshaus Ebay mit Kondo einen Ratgeber zum Entrümpeln herausgegeben.

Ob hinter dem teilweise amüsanten Ratgeber mehr als ein oberflächlicher Trend steckt? Das «Time Magazine» hat Marie Kondo in seine Liste der 100 einflussreichsten Personen der Welt für das Jahr 2015 aufgenommen, und Google

lädt sie bereits zu Vorträgen ein. Schliesslich ist die von ihr gelehrte Selbstdisziplinierung mehr als ein Mittel zum perfekt aufgeräumten Heim. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit soll die eigenen Prioritäten und Werte klarer hervorbringen. Kondo bezeichnet das Aufräumen nach KonMari sogar als schnellsten Weg zur Selbsterkenntnis und nennt Beispiele von Kundinnen, die nach ihrem Aufräum-Coaching automatisch

abnehmen oder den Schritt in die Selbständigkeit gewagt haben.

Minimalistische Schweizer

Bei Rowohlth zählt «Magic Cleaning» mit 80 000 verkauften Exemplaren zu den erfolgreichsten Ratgebern der letzten Jahre. Im Gegensatz zu den USA oder Deutschland, wo professionelle Aufräumhilfen keine Seltenheit mehr sind, findet man in der Schweiz nur eine

Handvoll Aufräum-Coaches. «Der Schweizer gibt nicht gerne zu, dass er einen Coach zum Aufräumen braucht», sagt Selim Tolga. Der 37-Jährige, der sich als Kind stundenlang mit dem Ordnen von Legos beschäftigte, bietet professionelle Aufräumhilfe an. Bei Tolga landen keine Messies, sondern Unternehmer, Hausfrauen, Handwerker um die 50, die über Zeitmangel und Stress klagen. Einige suchen lediglich eine Ablageordnung für ihre Computerdateien, im Extremfall aber wird drei Wochen dauerausgemistet. Klienten empfängt Tolga auch problemlos zu Hause. Seine 4-Zimmer-Wohnung, die er mit seiner Frau in Affoltern teilt, ist stets perfekt aufgeräumt. Auch Tolga schreibt einen Minimalismus-Ratgeber, er erscheint im November.

Bitte nicht aufräumen!

Von solch rigorosen Aufräummethoden hält Paolo Bianchi wenig. «Wenn man alles aussortiert, was rätselhaft, widersprüchlich oder gar eklig ist, optimiert man das Leben und entmenschlicht es zugleich», sagt der Leiter Weiterbildung «Creationship/Kreativmethoden» der Zürcher Hochschule der Künste. Wie das menschliche Herz Erregungen brauche, um gesund zu funktionieren, seien wir auf äussere Störungs Momente angewiesen, um produktiv zu sein, so Bianchi. Die Gleichförmigkeit der Ordnung bedeutet für ihn Stillstand. Unordnung im Sinne eines Querdenkens oder Ekel hingegen könnten äusserst produktiv sein. Beispiele aus der Kunst, die Polarität von Ordnung und Unordnung hinterfragen, findet man zur Genüge. Die Schimmelbilder von Dieter Roth. Beuys' Fettwanne.

Das kreative Chaos, das in Dokumentationen von Künstlerateliers gefeiert wird, ist für Bianchi mehr als ein Mythos. Das Aushalten von Material, das gerade nicht nützlich oder erfreulich ist – man kennt es vom Brainstorming –, soll auch ausserhalb der Kunst als Schlüssel zur Kreativität gelten. «Wir brauchen Objekte, die sich wie geologische Schichten ablagern, von denen wir nicht wissen, ob sie kostbar, Schutz oder gar Müll sind», sagt Paolo Bianchi, der seinen Bürotisch seit dem Umzug der Kunsthochschule ins Toni-Areal am Abend jeweils aufgeräumt hinterlassen muss. Seine Nachricht ist unmissverständlich: «Bitte nicht aufräumen!»

Mundstücke: Zwetschge



USA: MACKAY

Das Problem ist, dass sie in der Vergangenheit festhängt. Wenn ich eine Zwetschge sehe, dann kommt mir nämlich fast immer der Zwetschenbaum im Garten meiner Grosseltern in den Sinn. Es war ein mächtiger Baum, der das zweistöckige Haus um viele Meter überragte. Und es war ein fruchtbarer Baum, der Jahr um Jahr zahllose kleine Zwetschgen produzierte. Das war allerdings auch im Reich der Insekten bekannt, weshalb Zwetschenwickler und Blattläuse, Spinnmilben und Sägewesen gerne im Geist ihrem Reproduktionsgeschäft nachgingen. Mit dem Ergebnis, dass viele Früchte voller Würmer und Maden waren.

Das betraf auf jeden Fall die Zwetschgen, die im unteren Bereich des grossen Baumes hingen, denn die Früchte in der Krone waren vor menschlichem Zugriff sicher. Mein Grossvater legte zwar stets eine mächtige Holzleiter an, stieg aber nie mehr als vielleicht sechs bis acht Stufen hoch. Als ehemaliger Bankangestellter war er ein vorsichtiger Mensch – im Gegensatz war er immer perfekt gekleidet, sogar bei der Zwetschgenernte trug er ein ausgesuchtes Kostüm. Meine Oma hätte es ihm sowieso untersagt, noch höher zu steigen – und von der Küche aus, wo sie oft wie eine Pianistin an ihrer Bügelmaschine sass, hatte sie den Zwetschenbaum gut

im Blick. Vielleicht ging es meiner Grossmutter allerdings nicht nur um das Wohl meines Grossvaters, sondern auch um Ertragskontrolle. Denn trotz den vielen Würmern war die Ernte immer noch beträchtlich – und meine Oma mochte keine Zwetschgen, weshalb sie die lästigen Früchte mit viel Zucker und noch mehr grimmiger Ergebenheit integral zu Konfitüre verkochte.

Ich wiederum mochte zwar frische Zwetschgen, hatte aber eine Abneigung gegen die Konfitüre. Ihr Aroma schien mir dumpf, unfreundlich und fremd, als seien die Früchte verbrannt – vor allem aber störten mich die eingeordneten Zwetschenhäute, die sich gerne zwischen den Zähnen festklemmten. Bis heute kommen mir, wenn ich Zwetschgen esse, zwangsläufig diese Konfitüre und der grosse Baum meiner Grosseltern in den Sinn.

Denn das Problem ist eben, dass die Zwetschge in der Vergangenheit feststeckt. So habe ich auch beim Schreiben andauernd das Gefühl, dass mich meine Mutter korrigieren wird: «Nein, der Baum hatte doch gar nicht so viele Früchte.» Oder: «Was redest du da, Oma hat auch Zwetschgenkuchen gebacken.» Meine Mutter lebt nicht mehr – und es ist auch sehr unwahrscheinlich, dass sie mir im Traum erscheinen und mich in Zwetschgendingen eines Besseren be-

lehren wird. Aber sie hat ihre Eltern wie Götter verehrt – deshalb hat sie natürlich trotzdem ein Wort mitzureden, wenn es um den Zwetschenbaum im Garten von Oma und Opa geht.

Bei der Zwetschgenernte kommt es ja erstens darauf an, nur die reifen Früchte zu greifen, denn unreif geerntetes Obst kommt aromatisch nicht so recht in Schwung. Zweitens müssen die Zwetschgen so behutsam berührt werden, dass die Finger keine Spuren auf der wächsernen Haut hinterlassen. Für mich allerdings tragen alle Zwetschgen, gleichgültig mit wie viel Sorgfalt sie geerntet wurden, die Fingerabdrücke meiner Kindheit. Man mag das für eine schöne Sache halten – aber es ist auch ein Fluch, denn die Erinnerung entzieht mir die Frucht aus dem Hier und Jetzt, sie kontaminiert das säuerlich-lebendige und gerbstoffreiche Aroma, die ganz spezielle, nie klebrig wirkende Süsse. Vielleicht wäre es anders, gäbe es Zwetschgen das ganze Jahr hindurch – doch ihr duftendes Blau, der von Nebeln verhangene Nachthimmel ihrer Haut, ist bloss ein kurzer Spätsommertraum. – Ich war dreissig Jahre nicht im Garten meiner Grosseltern. Vielleicht sollte ich nachsehen, ob der grosse Baum noch steht – aber ob das wohl helfen würde, die Zwetschge aus der Vergangenheit zu befreien?

SAMUEL HERZOG